

Nie wieder war ich mir meiner Weiblichkeit so bewusst wie damals, als ich noch gar keine Frau war.

Inwieweit der Badeanzug meiner Patentante dabei eine Rolle spielte, kann ich im Rückblick nicht mehr beurteilen. Die Patentante – in meinen Augen die Extravaganz, die weibliche Kühnheit in Person – hatte mir das edle Stück weitervererbt, weil sie es mittlerweile «zu verspielt» für sich fand. Ich trug den violett-schwarzen Einteiler in der Art, wie eine Meerjungfrau ihre Schuppen trägt: ganz selbstverständlich und doch auch wie die kostbarste, die verführerischste aller Roben. Der Badeanzug war vor der Brust mit allerlei Rüschen besetzt, die bei jedem Schritt kokett auf und ab wippten. Nicht nur, dass mir das zu fraulicheren Formen verhalf, sondern es liess mich auch ganz anders über den heissen Sand gehen als noch ein Jahr zuvor, als ich mit meinen Geschwistern noch ahnungslos am Strand herumgetollt war. Aber jetzt war ich sechzehn Jahre alt, und meine Ahnungslosigkeit war spätestens in dem Moment von mir abgefallen, als der breitschultrige Spanier, der mit seiner Frau und seiner vielköpfigen Kinderschar neben uns den Strandplatz gemietet hatte, kein Auge mehr von mir liess.

Allerdings – durchgebrannt wäre ich in jenem Sommer nur mit einem: mit dem Gitarristen der Band, die jetzt schon zweimal bei uns im Hotel aufgetreten war und mit einem Mix von Flamenco, Pop und Salsa die Feriengäste zur Raserei brachte. Mein grosser Bruder, der Bob Dylan liebte und die Stones, verdrehte nur die Augen: «Die äffen doch bloss die Gipsy Kings nach, das einzig Spannende an denen ist die Flamenco-Tänzerin!» Tatsächlich war die Tänzerin bildschön, aber sie trug ihr Haar zu einem straffen Knoten und lächelte während ihrer Darbietungen kein einziges Mal, was sie streng und unnahbar erscheinen liess. Ganz im Gegensatz zum Gitarristen, dessen schwarzglänzende Augen immer wieder durchs Publikum schweiften, um träge an der einen oder anderen Touristin hängen zu bleiben, an irgendeiner blondgesträhnten Deutschen oder pausbäckigen Holländerin, die mir gegenüber freilich alle einen nicht wettzumachenden Vorteil hatten: Sie waren alt genug.

Eines Tages, als ich an einer abgelegenen Strandbar Früchte für die ganze Familie besorgen sollte und träumerisch dem Meer entlangschlenderte, erblickte ich von weitem eine Frau, die in einem knallroten Kleid am Strand ausgelassen tanzte. Ihr langes, blauschwarzes Haar wehte im Wind; sie tanzte auf den Zehenspitzen und bewegte ihre Arme und Hände mit einer Anmut, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Und doch ging auch etwas Wildes, Forderndes von der Frau aus; für mich, die erwachende Sechzehnjährige, war sie das Abbild von fleischgewordener Weiblichkeit. Vor ihr kauerte ein Mann in einem weissen Hemd und sah zu ihr hoch, es war, als betete er sie an. Als ich näherkam, erkannte ich den glutäugigen Gitarristen; sie aber war keine andere als die Flamenco-Tänzerin, die nun ganz und gar nicht mehr streng und unnahbar wirkte, sondern geradezu sprühend vor Lebens- und vor Liebeslust.

Obschon ich in jenem Sommer die Schwelle zum Frausein gerade erst übertrat, wusste ich, dass ich diese Szene am Strand für immer in mir aufbewahren würde. Denn so launisch die Schönheit ist und so unberechenbar, so erhaben – und erhebend! – bleibt sie in Erinnerung.

Text: Cornelia Heynen-Igler